

BERNER KULTURAGENDA 06.11.2023

«Konjunktiv ist mir lieber als Imperativ»

06. November 2023

Das Theater an der Effingerstrasse zeigt mit «Längizyti» das neueste Stück von Pedro Lenz. Darin sucht ein Heimkehrer nach dem Ort, wo er hingehört. Der Mundartautor führt ihn aber nicht auf geradem Weg dorthin.



Der Mundartautor Pedro Lenz findet seine Heimat in mehr als einer Sprache. ©Severin Nowacki

Pedro Lenz, «Längizyti» dreht sich ums Heimischsein. Sie selber schreiben auf Mundart und sind Teil des Kollektivs «Bern ist überall». Ist Sprache Ihr Zuhause?

Pedro Lenz: Unbedingt, ganz klar. Aber ich fühle mich nicht nur im Berndeutschen zu Hause. Spanisch ist meine Muttersprache, meine zweite Heimat also. Und ohnehin passe ich mich dem Ort an, an dem ich gerade bin. Nach 10 Tagen in Spanien denke und träume ich in der Sprache.

Theater überLand

Im Stück kehrt der frühpensionierte Jöggu nach 17 Jahren in Spanien in die Schweiz zurück – und zeigt sich irritiert über die helvetischen Merci- und Dankeschöppingongs. Finden Sie die auch nervig?

Überhaupt nicht, ich finde sie eigentlich schön. Auch der ewige Konjunktiv, etwa «könnte ich nochmals ein Bier haben» ist doch schöner als «ich kriege ein Bier», mir liegt das Ungefähre mehr als der Imperativ. Höflichkeit ist ein soziales Schmiermittel. Bin ich in Spanien, sind die Menschen ganz konfus, wenn ich Merci sage für ein Glas.

Ziemlich am Ende beschreibt Alberto, ein Secondo, das Gefühl, dass es in der richtigen Heimat besser wäre als hier. Kennen Sie das selber auch?

Es ist mir nicht fremd. Ich glaube, dieses Unbehagen an der vermeintlichen Fremde beruht eigentlich auf einer Idealisierung der Heimat, die es so nicht gibt. Ich begegne dem sehr oft, wenn ich mit Menschen mit Migrationshintergrund zu tun habe. Man gibt dem fremden Ort Schuld daran, wenn was nicht stimmt. Aber eigentlich gehts wohl um was anderes.

*Höflichkeit ist ein soziales Schmiermittel.
Bin ich in Spanien, sind die Menschen ganz konfus,
wenn ich Merci sage für ein Glas. – Pedro Lenz*

Beizen, die es nicht mehr gibt, Postfilialen, die schliessen, und alte Häuser, die abgerissen wurden, stehen für das Verlorenheitsgefühl des Heimkehrers, der nicht weiss, wo er eigentlich hingehört. Sie haben selber vor der Schriftstellerei auf dem Bau gearbeitet und haben ganz konkret Heimat konstruiert und dekonstruiert.

Als junger Maurer habe ich eine Coopfiliale hingebaut, wofür ein alter Gasthof weichen musste. Da habe ich eigentlich beim Abbau eines Lebensstils mitgewirkt. Etwa dem Gang in die Beiz zum Frühschoppen, den viele der älteren Generation pflegten, so wie die Protagonist*innen von «Längizyti». Aber das Leben verändert sich, so wie die Sprache. Und neue Heimaten entstehen.

Jöggu überkommt eine unbändige Lust auf ein Rivella. Welche Gelüste verbinden Sie mit Zuhause sein?

Als ich eine Weile in Glasgow lebte, vermisste ich gutes Brot. In Grossbritannien kriegt man oft nur in Plastik geschweisstes Supermarktbrot. Doch dann entdeckte ich bei mir um die Ecke einen Neuseeländer, der einen kleinen Bäckereishop führte. Ich sass oft bei ihm in der Kaffeestube und sog den Geruch des frischen Brotes ein.

Findet Jöggu seine Heimat?

Ich habe mit «Längizyti» keinen Stoff über Heimat geschrieben. Eher darüber, dass es die nicht permanent gibt. Wir sind immer wieder fremd und dann wieder heimisch.